

MELANIE RAABE
LADY GAGA

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der
Verlag Kiepenheuer & Witsch zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit
unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der
Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen
wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein,
die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation
des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

© 2021 Melanie Raabe

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung FAVORITBÜRO, München

Foto der Autorin © Christian Faustus

Gesetzt aus der Calluna und der Acre Bold

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-00104-4

INTRO

Lady Gaga ist tot.

Dezember 2019. Ich befand mich mitten in einem Umzug und hatte mir den Tag freigenommen, um meinen Keller leer zu räumen, als ich die Nachricht erhielt. In wenigen Tagen würde mein vierter Roman erscheinen, und bis dahin wollte, bis dahin musste ich mit allem fertig sein. Ich stieg gerade die Treppen zu meiner Wohnung hinauf, als das Handy in meiner Jeans vibrierte. Die Nachricht kam von meinem Freund, und sie war so kurz wie niederschmetternd: »Lady Gaga ist tot.« Ich starrte die Buchstaben auf dem Display an, mein Herz pumpte wie wild, meine Gedanken rasten. *Lady Gaga ist tot.*

Noch während ich die letzten paar Stufen nahm, gingen mir tausend Dinge durch den Kopf. War es ein Unfall? *Car crash*? Flugzeugabsturz? Etwas anderes, Unwahrscheinlicheres? Herzinfarkt? Hirnschlag? Das kann auch jungen Menschen passieren, das hört man doch immer wieder. Und: Gaga ist krank, leidet unter chronischen Schmerzen, nimmt garantiert jede Menge Medikamente. Nein, Moment. Sie *nahm* jede Menge Medikamente. War es eine Überdosis? Oh Gott, war es am Ende Selbstmord? Gaga hat immer sehr offen über ihre psychischen Erkrankungen gesprochen, über die Depression, die *anxiety*, all das ...

Ein Teil von mir nahm überrascht zur Kenntnis, wie geschockt, wie traurig ich war. Ich hatte sie nie verstanden, die Fans, die um Popstars trauerten wie um Freundinnen, um Freunde. So fühlte sich das also an. Da stirbt jemand, den du in vielerlei Hinsicht besser kennst als manche deiner Liebsten.

Ich jedenfalls weiß Dinge über Lady Gagas

Kindheit und ihre Beziehungen, über ihre Triumphe und ihre Niederlagen, ihre Traumata und ihre Träume, die ich noch nicht einmal von manchen meiner engsten Freundinnen weiß. Lady Gaga hat sich preisgegeben. In ihrer Kunst und weit darüber hinaus. Und ich war bei so vielem dabei. Ich habe nicht nur zugehört und zugeesehen, ich habe mitgeföhlt. Wie kalt müsste mein Herz sein, um sie nun nicht zu betrauern?

In meiner Wohnung entsperrte ich mein Handy, atemlos. Öffnete die Google-App, tippte »Lady Gaga« und klickte auf News. Ich erwartete einen medialen Sturm und fand: nichts. Ich wunderte mich, scrollte. Und dann stieß ich auf die folgende Schlagzeile: »Deutschlands schönste Kuh ›Lady Gaga‹ ist tot«.

Ich musste mich kurz setzen, durchatmen.

Ich verfluchte den morbiden Humor meines Freundes. Wie konnte er es wagen? Darüber machte man keine Witze! Gleichzeitig war ich unfassbar erleichtert. Und begriff mit einem Schlag, was Lady Gaga mir bedeutete. Für viele war Lady

Gaga schlicht die Queen des Disco-Pop, die vor allem durch verrückte Outfits auffiel. Doch für mich war sie so viel mehr.

JUST DANCE

Ich wünschte, ich könnte irgendeine biografische Parallele zwischen mir und Lady Gaga ziehen, aber ich finde keine. Stefani Joanne Angelina Germanotta wurde 1986 in New York City geboren (wo auch sonst?). Ich hingegen stamme aus dem Osten, bin Jahrgang 81 und verbrachte die ersten acht Jahre meines Lebens in einem winzigen Dorf in Thüringen.

Es war ein verwunschenes Dorf, und es umgab mich wie ein Kokon. Es war voller alter Magie, die Sorte, die nur Kinder wahrnehmen können. Es gab Häuser im Dorf, die nachts näher zusammenrückten, als würden sie sich vor der Dunkelheit fürchten. Kastanien, die ihre Zweige

neigten, damit wir Kinder leichter auf sie heraufklettern konnten. Pappeln am alten Sportplatz, die manchmal die Plätze tauschten, wenn sie sich unbeobachtet fühlten. Es gab Vögel – Blau-
meisen vor allem und Rotkehlchen –, die auf meiner ausgestreckten Hand landeten und mir Geschichten erzählten, und einmal, als ich während eines Gewitters nach Hause lief und ehrlich gesagt ein bisschen Angst hatte bei all dem Blitzen und Krachen, begleitete mich ein Fuchs den ganzen Weg lang und verschwand erst wieder irgendwo im Gebüsch, als ich sicher daheim angekommen war. So eine Art von Dorf war das. So zumindest habe ich es in Erinnerung. Kontakt zu Popmusik hatte ich kaum, aber einmal in der Woche lief im Westfernsehen »Formel Eins«, und als ich vielleicht vier oder fünf war, hatte ich meine erste Lieblingsband. Zwei junge Männer, die sich *Petschoabois* nannten, was ich merkwürdig und exotisch fand, damals aber nicht hinterfragte. Überhaupt hinterfragte ich wenig. Dass ich ganz anders aussah als meine Freundinnen,

fiel mir nicht weiter auf. Tagsüber gab es Bäume, die darauf bestanden, ausgiebig von Kindern beklettert zu werden, und nachts gab es Träume, die geträumt werden wollten. Meine Träume in dieser Zeit waren Nacht für Nacht voller sprechender Tiere und freundlicher Feen.

Unmittelbar nach der Wende zogen wir in den Westen, und der Kokon, der mich so lange umgeben hatte, brach auf. Aber das war in Ordnung so, ich tauschte thüringisches Dorf gegen Kleinstadt in NRW, Kletterbäume gegen Spielplätze, Erdbeeren aus Omas Garten gegen Gummibärchen. Sozialismus gegen Kapitalismus. Alte Freundinnen gegen neue. Ich fand das alles in allem okay. In der Kleinstadt gab es Eis mit Kaugummi im Stiel, und am Ausgang meiner neuen Grundschule befand sich eine Rutsche, sodass man nach der letzten Stunde nicht die Treppen nehmen musste, sondern in die Freizeit schlittern konnte. So eine Kleinstadt war das. So zumindest habe ich es in Erinnerung.

Ich war ein sehr glückliches Kind und ein relativ unglücklicher Teenager, mit vielen Freundinnen, guten Noten und allerlei Nöten. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, dass ich mich von einem echten Sonnenschein in eine menschliche Gewitterwolke verwandelte. Ich weiß nur, dass ich alles sein wollte, nur nicht ich selbst. Zu dieser Zeit hätte ich mit jedem tauschen mögen. Was für ein Unglück, dass ich ausgerechnet ich war! *Oh, the horror!* Vielleicht lag es wirklich einfach nur an der Pubertät, vielleicht ist die Antwort tatsächlich so banal, auf jeden Fall verwandelte ich mich in das ängstlichste und schüchternste Mädchen der Stadt. Mit dreizehn oder vierzehn war ich so scheu, dass ich aufhörte, mich in der Schule zu melden, aus Angst, etwas Dummes zu sagen. Wichtig war nur noch eines: So wenig wie möglich aufzufallen. Was gar nicht so leicht ist, wenn man die einzige Schwarze Person an der ganzen Schule ist. Aber ich nahm die Herausforderung an und machte mich so unsichtbar, wie ich nur konnte. Meine Jugend war eine Zeit ohne Magie,

keine sprechenden Tiere, und ganz bestimmt keine guten Feen. Falls ich zu dieser Zeit überhaupt träumte, dann waren es vermutlich Albträume von hämischem Gelächter, von Schemen in nächtlichen Gassen, vom Fallen. Rückblickend war das alles nicht dramatisch. Nur normale *Teenage Angst*.

Und so ging es irgendwie weiter, Abitur, zu Hause ausziehen, studieren. Meine Schüchternheit zog mit. Drückte sich mit mir in Ecken herum und redete mir ein, dass Schweigen Gold sei. Ich saß in meinen Seminaren, schrieb mit und duckte mich, wenn mich der Blick eines Dozenten oder einer Professorin streifte. Während meiner ganzen Hochschullaufbahn meldete ich mich kein einziges Mal zu Wort. Ich schrieb lieber daheim an meinen Texten. Als Teenager hatte ich schlimme, weinerliche Gedichte geschrieben, mit Anfang zwanzig wagte ich mich erstmals ernsthaft an Prosa. (Die ich natürlich niemandem zeigte, ich war ja nicht

verrückt.) Irgendwie schaffte ich es auch ohne mündliche Beteiligung, einen richtig guten Abschluss zu machen und ein richtig cooles Volontariat zu bekommen, also zog ich nach Köln, um Journalistin zu werden. Schon während diverser Praktika hatte ich gemerkt, dass dieser Job meinem Naturell entgegenkam. Dass ich zurückhaltend, aber aufmerksam und vor allen Dingen eine gute Zuhörerin bin, entpuppte sich plötzlich als Vorteil.

Ich hatte nun also einen Job. Und lief einfach weiter mit. Arbeiten, feiern gehen, die Musik hören, die alle hören, mitschwimmen, vorsichtig sein, bloß keinen sozialen Selbstmord begehen, bloß nicht auffallen.

Aber ist es nicht immer so? Die Schüchternen, die Ängstlichen verlieben sich in die Lauten und Mutigen. So ist es auch mit Gaga und mir.

Als sie 2008 ihren ersten Hit *Just Dance* landet, bin ich eine siebenundzwanzigjährige Lokaljournalistin. Meine frühen Zwanziger sind recht

hübsch vor sich hingeplätschert, aber seit einer Weile sind die Dinge in Unordnung. Lange weiß ich nicht genau, was es ist. Im Grunde ist doch alles okay! Ich befinde mich in einer glücklichen Beziehung. Ich arbeite in dem Job, den ich mir ausgesucht habe. Und wenn man bedenkt, dass ich mir die allergrößte Mühe gebe, bloß nicht aufzufallen und möglichst niemals etwas zu tun, was die Aufmerksamkeit auf mich lenken könnte, führe ich doch ein recht interessantes Leben. Und ich habe verdammt großartige Freundinnen und Freunde. Dennoch ist etwas ganz und gar nicht in Ordnung. Es dauert eine Weile, bis ich den Gedanken isoliert habe, der mich plagt. Der sich im Laufe der letzten Jahre eingeschlichen hat und keine Ruhe mehr gibt. Ich weiß nicht, wo er herkommt, aber er kreist in meinem Kopf wie ein giftiges Mantra: *Soll das schon alles sein?*

Siebenundzwanzig, das ist ein geradezu mythisches Alter für mich. Was vor allem am *Club 27*

liegt. Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Mal davon las, aber »Club 27« ist die morbide Bezeichnung für eine Gruppe einflussreicher Künstlerinnen und Künstler, die alle mit nur siebenundzwanzig Jahren starben. Janis Joplin, Jim Morrison und Jimi Hendrix beispielsweise. Oder Jean-Michel Basquiat. Oder Kurt Cobain und die wunderbare Amy Winehouse. Dass diese Menschen alles, was sie jemals kreiert haben, erschaffen haben, bevor sie auch nur achtundzwanzig Jahre alt geworden waren, fand ich bestürzend. Und natürlich fing ich an, Vergleiche zu meinem eigenen Leben zu ziehen und mir all der verschwendeten Zeit schmerzlich bewusst zu werden: Basquiat und Co haben in so jungen Jahren so vieles von Wert erschaffen. Und ich habe noch nicht einmal damit begonnen.

Zugegeben, ich schreibe seit Jahren ziemlich ernsthaft. Mir ist inzwischen klar, dass mich nichts so sehr reizt wie das Romanschreiben. Vor der Arbeit setze ich mich jeden Morgen bei den

ersten zwei, drei, vier Tassen Kaffee an mein altes, klobiges Laptop und arbeite an meinem Manuskript, während draußen die Stadt erwacht. Ich liebe diese Arbeit, sie verschafft mir stets den schönsten Start in den Tag.

Tatsächlich hatte ich irgendwann sogar all meinen Mut zusammengenommen und mein erstes fertiges Romanmanuskript an ein paar Verlage geschickt. Ich war natürlich enttäuscht, als mir jeder einzelne davon absagte. Nur: Hatte ich wirklich erwartet, dass das klappt? Einfach so? Natürlich nicht. Ich redete mir gut zu. Im Grunde war doch alles okay so, wie es war. Meine literarischen Texte waren doch ein super Hobby. Wieso sollte das nicht reichen?

Lady Gaga nehme ich zunächst nur aus dem Augenwinkel wahr. Ich mag *Just Dance*, habe einen Dauerohrwurm von *Poker Face* und bin fasziniert vom Musikvideo zu *Paparazzi*, das – kurz zusammengefasst – zeigt, wie eine als Minnie Mouse verkleidete Gaga ihren Lover über die Wupper